

Von den österreichischen Kaisermanövern.



Der Chef des Generalstabs
Feldzeugmeister Graf Beck(X)
im Manövergelände



Erzherzog Franz Ferdinand(X)



Recognoscierung
im Panzer-Automobil



Kaiser Franz Josef
im Manöver

Wir veröffentlichen heute einige Bilder von den diesjährigen österreichischen Kaisermanövern, die bei Teschen in Böhmen stattfanden. Unsere Abbildungen zeigen den Kaiser Franz Josef auf dem Manöverfelde, den Erzherzog Franz Ferdinand und den Generalstabschef Grafen Beck. Besonders Interesse erregte das Panzer-Automobil, das die österreichische Armee bei den Manövern zum ersten Male in Gebrauch nahm.

Einer Kavalleriepatrouille gelang es einmal, das Ungetüm zu überraschen, allein die tapferen Reiter wußten nicht, wie sie dieser fahrenden Bestie beikommen konnten, und mußten deshalb wieder von bannen ziehen. Kaiser Franz Josef war trotz seines hohen Alters stets früh im Sattel und verfolgte mit sichtlichem Interesse die einzelnen Phasen der Gefechte.

LOKALES

* Wiesbaden, 17. September 1906.

* Die Ergänzungsprüfungen. Nach einem Berichte des vortragenden Rates im Kultusministerium Dr. H. Köpfe haben seit dem die Ergänzungsprüfungen regelnden Erlasse vom 22. Dezember 1902 im ganzen 75 Oberrealschulabiturienten sich noch das Reifezeugnis einer Lateinschule erworben, und zwar 70 das eines Realgymnasiums und nur fünf das eines Gymnasiums. Bei 22 der in genannte Zeit fallenden Nachprüfungen von Oberrealschulabiturienten mußte aber auf „Nicht bestanden“ erkannt werden. Die Mehrzahl der bestanden Ergänzungsprüfungen entfällt auf die Provinzen Brandenburg, Hannover, Hessen-Kassau und die Rheinprovinz.

* Fremdenverkehr. Die Zahl der bis zum 15. September angemeldeten Fremden betrug 134 223 Personen. Der Zugang der letzten Woche betrug sich auf 4478 Personen, von denen 1807 zu längerem und 2671 zu kürzerem Aufenthalt angemeldet sind.

* Ein eigenfüniger Jülicher. Die Kaiserparade zu Mainz am 25. August d. J. hat für den Jülicher Heinrich Raab der 12. Kompanie des 80. Regiments ein unangenehmes Nachspiel gehabt. Als das Hamburger Bataillon in den Bahnhof verladen wurde, der es nach Mainz bringen sollte, sagte der einjährig-freiwillige Unteroffizier Strauß zu Raab, der in ein bereits besetztes Abteil einsteigen wollte: „Sehen Sie sich in das hintere Coupé.“ Raab aber meinte, es sei ja noch Platz da und als ihn der Einjährige fragte: „Wollen Sie sich nun setzen oder nicht?“ antwortete er: „Nein.“ Das war eine Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft und unter dem Gewehr. Darauf steht „Hofung“, und deshalb verurteilte das Kriegsgericht der 21. Division zu Frankfurt am Samstag den Jülicher zu den bekannten 43 Tagen Gefängnis.

* a. Einen köstlichen Liebesbrief schrieb heute ein Mädchen aus der Gegend im Untermain an einen Burken in dem Dorfe L. Hier der Wortlaut in neuester Orthographie:

L. den 12. September 1906. Geheilter Herr D. ich habe von meiner Tante hier in L. vernommen sie wären ein orlicher Bourische für mich meine Tante sind Scherichande in O. sie brauchen niemand nichts da von zu fachen denn es braus niemand zu wissen ich habe mir Geld gespart und will auch nicht jeden. wenn sie nicht ziehen schreiben sie mir gleich einmal ob was anders in L. ist keine Zeit Wille grüße A. H. Meine Werthe heißt Freulein J. H. bei J. A. in L. bitte gleich antwort. wenn sie schreiben schreiben sie ein Brief auf der Karri lan mann alles lesen und schreiben sie dabei eigenhändig abzugeben gleich antwort aber ein Brief bitte nur gleich antwort Sonntag ist in A. Kirchweife da darf ich Mittags und auch abends hingehen wenn sie was muht haben so kommen sie den Sonntag auch hier noch Sch. kommen sie mühen aber doch noch ein Brief schreiben ob sie auch kommen wenn sie nicht bringen sie ein andern sie mühen nar aber schreiben wenn sie kommen und in welchen Wirtschaft bitte nur gleich antwort.

* Jubiläumsfeier in Diez. Der Ausschuss der Volkshilfs-Kasse beschloß, der Fürstin Annelie, der die Stadt Diez ihr schnelles Aufblühen im 18. Jahrhundert und zahlreiche Stiftungen von dauerndem Werte verdankt, in ehrender Weise zu gedenken und damit eine würdige Feier des 200jährigen Jubiläums der auf ihre Veranlassung entstandenen Neustadt zu verbinden. Die Jubiläumsfeier soll im Juli n. J. abgehalten werden.

Tel. Conrad H. Schiffer,
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Wachsen zurückbleibende Kinder, sowie Blutmangel, sich manifestierende und nervöse Überreizung, leicht erregbare, frühzeitig erschöpfte Erwachsene gebrauchen als Kräftigungsmittel mit großem Erfolge Dr. Komme's Osmatogen.

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gestärkt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Komme's Osmatogen“ und lasse sich keine der vielen Nachahmungen antreiben.

Sunlicht Seife

richtig angewandt bringt bei tadellosem **Austall** der Wäsche eine wesentliche **Arbeitsverleichterung** und **Arbeitsverkürzung** mit sich. Man reibe die Wäschestücke leicht aber vollständig mit Sunlicht Seife ein, rolle sie fest zusammen und lasse sie in einer Waschkübel knapp mit Wasser bedeckt 2 Stunden liegen — falls es die Beschaffenheit der Wäsche erfordert auch etwas länger. — Darauf wasche man die Stücke mit der Hand durch und spüle sie sorgfältig in reinem, lauwarmem Wasser. Nach dem Auswaschen zum Trocknen aufgehängt, gleicht das Linnen dem Weiss des frisch gefallenen Schnees. Man unterlasse das viele Reiben, da die Sunlicht Seife auf Grund ihrer vorzüglichen Eigenschaften allen Schmutz allein löst und selbst die **Rasenbleiche** ersetzt. Man achte genau auf die Originalverpackung als Schutz gegen Nachahmungen.

Bienen-Honig

(garantiert rein)

des Bienenzüchter-Vereins für Wiesbaden und Umgegend.

Jedes Glas ist mit der „Bienenplombe“ versehen. Verkaufsstellen: Quast, Marktstraße, Vogt, Heilmundstraße, Metzger, Koenigstr. 1, Hofmann, Adelheidstraße 50, Weber-Karte, Friedbergstr. 2, Groß-Gartenstraße, Ede-Adolf-Haller. Bei Herrn Sauter, Oranienstraße befindet sich eine Verkaufsstelle nicht mehr. 6574

Schaufenster = Gestelle

fabriziert als Spezialität

Heinrich Krause,

Helenenstraße 29, Ecke Wellringstraße.

Vernichtungs-Anstalt mit Motorbetrieb.

Reparaturen aller Bronze- und Nickelwaren.

Gasthaus zur Stadt Biebrich, Albrechtsstr. 9.
Täglich frischen **Apfelmost**.
(Eigene Kelterei.)

8801 Gg. Singer.

Restauration A. Petry

Marktstraße 8, Ecke Mauergasse.

Täglich selbstgekelterten süßen **Apfelmost**.
Prima alten Apfelmwein. 2886



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 217

Dienstag, den 18. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

Buchverlag.

Nachdruck verboten

„Das ist verdächtig.“
 „Bah, weshalb?“
 „Sie sollen sicher gemacht werden.“
 „Glauben Sie das doch nicht,“ rief Didier, „die Maske würde ich sogleich durchschauen haben, Fräulein Renard sagte mir ganz offen, daß sie die Pläne ihres Landsmannes wohl gekannt, aber nicht gebilligt habe, hätte sie aber von seinen trügerischen Absichten irgend welche Kenntnis gehabt, so würde sie sein Geheimnis nicht so streng gewahrt haben. Wie könnte sie auch zweifeln? Alle Beweise zeugen ja gegen ihn! Außerdem denkt sie auch an die glänzende Zukunft, die sie an meiner Seite finden kann.“

„Daran sollte sie wirklich denken?“ fragte Garnier ungläubig.

„Ganz gewiß! Sie kennt meine Absichten und wird nicht so töricht sein, meine Hand abzulehnen. Ihre Mutter ist arm, sie selbst auf das Brot fremder Leute angewiesen, ich aber biete ihr eine sorgenfreie, höchst angenehme Existenz, da wird sie sich wahrhaftig nicht lange bedenken.“

Ein heiseres Lachen war die einzige Antwort Garniers, der jetzt an einer Straßenecke stehen blieb, um sich zu verabschieden. „Wenn Sie das wirklich glauben, dann rate ich Ihnen, sich so bald wie möglich Gewißheit zu verschaffen,“ sagte er spöttisch.

„Heute noch,“ nickte Didier.

„Und Cécilie?“

„Auch sie soll nun ihre Entscheidung treffen.“

„Und wenn sie abermals verneint?“

„Sie wird sich doch bedenken, wenn sie zwischen dieser Verlobung und der Enterbung wählen muß.“

„So hoffe ich, daß Sie mir heute abend angenehme Mitteilungen machen, Herr Didier,“ sagte Garnier, und mit einem flüchtigen Handdruck trennten sich die beiden Spießgesellen.

Die Straßen begannen sich schon zu beleben, Türen und Fenster wurden geöffnet, Bäcker und Milchhändler zeigten sich bereits in eifriger Tätigkeit.

Jean Garnier hatte bald seine Wohnung erreicht, sie bestand aus drei elegant eingerichteten Stuben im ersten Stock eines hübschen Hauses. Er fühlte kein Bedürfnis, den veräumten Schlaf nachzuholen, solche Nachsitzen griffen ihn in keiner Weise an. Er entkleidete sich, blieb in seinem Badeschrank eine geraume Weile, machte dann mit großer Sorgfalt Toilette und war nun wieder zu allen Strapazen bereit und gefähig.

Das erste, was er jetzt unternahm, war, daß er seinen Gewinn und das Geld fortsetzte. Dann öffnete er eine eiserne Kassette und legte das Geld und die Banknoten hinein; darauf las er noch einmal den Schuldschein Ungers.

„Dreißigtausend Francs!“ murmelte er mit Befriedigung. „Ich begreife es wohl, daß Henry Didier seine habgierige Hand danach ausstreckt, er kann nicht genug bekommen. Oder sollte

er wirklich so große Verluste gehabt haben, daß er, wie es damals der Fall war, das Geld nötig hätte? Bah, was kümmert es mich? Ich bin nicht verpflichtet, ihm aus der Tasche zu helfen, und was ich mir selbst teuer erworben habe, das halte ich fest.“ Er verschloß die Kassette und trug sie wieder fort, dann trat er vor den Spiegel, um seine Toilette noch einmal zu mustern.

„Angreifen kann er mich nicht, denn ich habe ihn in der Hand,“ nahm er sein Selbstgespräch auf. „Er muß tanzen, wie ich geige, und durch Drohungen würde er sich nur lächerlich machen. Der Rentier Unger aber soll noch mehr bluten; eine solche Gelegenheit kommt sobald nicht wieder.“ Er lachte leise vor sich hin und zog die Handschuhe an; die Stunde war gekommen, in der er in einem Kaffeehause zu frühstücken pflegte. Das wäre in der eigenen Wohnung bequemer gewesen, aber im Kaffeehause konnte er mit Ruhe die neuesten Zeitungen durchstöbern und gelegentlich Bekanntschaften anknüpfen; er hatte hier schon manches Opfer gefunden, das sich im Spielklub plündern ließ. In so großartigem Maßstabe, wie in der vergangenen Nacht, hatte er freilich die Plünderung bisher noch nicht betrieben, indessen war das ja der Wille Ungers gewesen.

Er hatte eben seinen Hut ergriffen, um das Zimmer zu verlassen, als ein leises Pochen ihn aus seinem Sinnen weckte.

Mathieu erschien mit der Posttasche Didier. „Ich war gestern schon hier und traf Sie nicht zu Hause,“ sagte er, „deshalb komme ich heute so früh.“

„Und was bringen Sie mir?“ fragte Garnier.

„Sie befehlen mir, Herrn Renard zu beobachten.“

„Und was haben Sie entdeckt?“

„Wir sind Freunde geworden und kommen jeden abend zusammen,“ erwiderte Mathieu mit einem verschmitzten Lächeln. „Ich vermute, daß Renard mich aushorchen will.“

„Sprach er von seinem Landsmanne?“

„Ja, aber er nahm ihn nicht in Schutz und das fiel mir auf. Er hatte auch mit den jungen Damen aus unserem Hause eine lange geheime Unterredung?“

„In Eurem Hause?“

„Nein, sie suchten ihn in seiner Herberge auf; ich mußte sie begleiten, weil es Abend war, und auf dem Rückwege bot Renard mir seine Freundschaft an.“

„Worin besteht diese Freundschaft?“

„Na, ich besuche ihn abends, und wir spielen dann Karten. Das Spiel, das der Kellner uns gab, war ihm zu schmutzig, er kaufte sogleich ein neues.“

Jean Garnier stand in Gedanken versunken, mit seinem dünnen Spazierstöckchen zeichnete er die Figuren des Teppichs nach. „Und dieses neue Spiel nahm er mit?“ fragte er.

„Natürlich, es ist ja sein Eigentum.“

„Können Sie mir ein gleiches Kartenspiel besorgen?“

„Ich kann's von dem Wirt kaufen.“

„Nicht doch, es muß an einem anderen Orte gekauft werden,“ sagte Garnier rasch mit einer abwehrenden Handbewe-

gung. „Es muß demjenigen, welches Renard besitzt, so ähnlich sein, daß ein Umtausch der beiden Spiele nicht bemerkt werden kann.“

„Das wird so schwer nicht sein,“ erwiderte Mathieu, dessen forschender Blick bekundete, daß er noch nicht ahnte, wo hinaus Garnier wollte. „Die Kartenspiele gleichen einander, wie ein Wassertropfen dem anderen, und wenn ich das neue Spiel einige Stunden benutzt habe, so . . .“

„Gut, das ist Ihre Sache,“ unterbrach Garnier ihn. „Kaufen Sie das Kartenspiel und bringen Sie es mir, das weitere werde ich Ihnen dann noch sagen. Renard ist ein gefährlicher Vursche, er muß unschädlich gemacht werden; überdies habe ich auch noch persönliche Ursache, Vergeltung an ihm zu üben.“

„Ich weiß, ich kenne die Ursache.“

In den Augen Garniers blitzte es auf, das schadenfrohe Lächeln Mathieus erweckte seinen Zorn. „Was wissen Sie?“ fuhr er auf. „Was hat Renard Ihnen gesagt?“

„Parbleu, ich wiederhol's nicht gern.“

„Sprach er von unserer Begegnung in einem deutschen Wirtshause?“

„Ja.“

Garnier stampfte zornig mit dem Fuße; eine Weile wanderte er dann ruhelos auf und nieder. „Was würden Sie tun, wenn Ihnen das passiert wäre?“ fragte er endlich mit heiserer Stimme.

„Ich hätte den Kerl niedergeschlagen.“

„Mit solcher Wache gefährdet man nur sich selbst; ich kenne ein besseres Mittel, ich bringe ihn ins Buchtthaus und ich erwarte, daß Sie mir dabei hilfreiche Hand leisten. Sie erzeigen nicht nur mir, sondern auch Herrn Dibier einen Dienst, und gelingt die Geschichte, so dürfen Sie auf guten Lohn rechnen.“

„Sagen Sie mir nur, was ich tun soll!“

„Später, wenn Sie mir das Kartenspiel bringen. Etwas Mut müssen Sie haben, wenigstens den Mut, als Ankläger aufzutreten und die Anklage durchzusetzen; die Schuldbeweise, für die ich sorgen werde, erleichtern Ihnen das sehr.“

„Wenn nur auch keine Gefahr für mich dabei ist?“

„Durchaus keine.“

„Gut, dann bin ich bereit. Heute Abend bringe ich Ihnen das Kartenspiel.“

Gedankenvoll blickte Garnier ihm nach.

„So wird's gehen,“ sagte er leise, „alles Zeugnis wird ihm nichts helfen, wenn die Karten in seinem Besitz gefunden werden. Die Aussagen des Hausdieners werden vollen Glauben finden, da Henry Dibier diesem treuen Diener selbstverständlich das beste Zeugnis ausstellt.“

Er nahm seinen Hut und ging, um beim Frühstück über den Racheplan noch weiter nachzudenken.

Henry Dibier hatte bei seiner Heimkunft sich in sein Schlafgemach begeben, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen, aber keinen Schlaf gefunden.

Die große Summe, die Garnier gewonnen hatte, reizte seine Habguth; er sah voraus, daß dieser Gewinn sich in den nächsten Tagen verdoppeln würde, und es ärgerte ihn gewaltig, daß Garnier die von ihm geforderte Teilung so schroff abgelehnt hatte.

Dazu wurden nun auch die Verhältnisse in seinem eigenen Hause immer unruhmlicher.

Tante Jeanette kam aus ihrem Zimmer nicht heraus, und besuchte sie von der Bruder, so hörte er nur Klagen und Beschwerden über die Fremden, die jetzt in ihrem Hause das große Wort führten. Cécilie war auch nicht mehr das heitere, lebensfrohe Mädchen, das früher ihm so oft die düsteren Schattungen von der Stirn geischt hatte, und Leontine Renard schien seit der Verhaftung Weimars ihm absichtlich auszuweichen.

Das alles mußte jetzt anders werden; er wollte Klarheit und Gewißheit haben, und während er sich ruhelos auf seinem Lager wälzte, entwarf er Pläne, die er heute noch auszuführen beschloß.

Nach dem Frühstück ließ er Leontine um eine Unterredung bitten. Er empfing sie im Salon, führte sie zum Divan und nahm ihr gegenüber Platz.

„Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen eine gute Stelle zu beschaffen versprochen,“ begann er. „Nun habe ich ein solches Unterkommen gefunden und hoffe, Sie werden es auch annehmen.“

„Mit dem größten Dank!“ Leontine gab sich den Anschein, als habe diese Eröffnung sie angenehm überrascht. „Darf ich fragen, in welchem Hause?“

„In meinem eigenen Hause,“ unterbrach er sie, indem er sich ihrer Hand bemächtigte und dieselbe so fest hielt, daß Leontine sie ihm nicht entziehen konnte. „Bleiben Sie hier bei

mir, Leontine, ich lege Ihnen alles zu Füßen, was ich mein eigen nenne.“

Sie schlug die Augen nicht nieder, aber sie wandte das Antlitz ab, damit er den Bornesblick nicht sah, der aus ihren Augen sprühte.

„Ich bin kein junger Mann mehr, Leontine,“ fuhr Dibier leidenschaftlich fort, „was ich Ihnen sage, das sind keine Phrasen, sondern die Aeußerung eines tiefen Gefühls, das bei Ihrem Anblick schon in meiner Seele erwachte. Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich ruhig an, dann treffen Sie Ihre Entscheidung. Sie wissen, ich bin ein vermögender Mann, und wenn Sie sich in Brüssel umhören wollen, so werden Sie erfahren, daß jeder Mann mir die Achtung zollt, auf die ich Anspruch machen darf. Sie würden an meiner Seite eine durchaus sorgenfreie Existenz finden, und nicht das allein; ich bin auch mit Freuden bereit, Ihrem Bruder vorwärts zu helfen und den Lebensabend Ihrer Mutter so angenehm zu gestalten, wie das Alter ihr nur wünschen kann. Meine Schwester würde mit dieser Heirat nicht ganz einverstanden sein, ich sage das offen, aber wäre sie es auch, so ist sie doch zu lange unter diesem Dache die alleinige Herrscherin gewesen, als daß ich meiner Gattin zumuten darf, ihren Launen mich zu fügen. Ueberlassen Sie es ruhig mir, hier ein Abkommen zu treffen, das alle Teile zufrieden stellt. Cécilie wird ebenfalls heiraten und ihrem Gatten an den eigenen Herd folgen, so bleibt Ihnen das Reich hier allein, und ich werde alles tun, was ich vermag, um Sie glücklich zu machen. Und nun antworten Sie mir; ein kleines Wort genügt, unser beider Glück zu begründen.“

Leontine wiegte das blonde Haupt. Nun konnte sie nicht länger in seinem Hause bleiben, und doch wünschte sie das um dem Manne zu dienen, dem ihr Herz gehörte. Denn sie hoffte noch immer, durch einen günstigen Zufall unter diesem Dache eine Entdeckung zu machen, die Theobalds Unschuld an den Tag brachte. „Sie werden begreifen, wie sehr mich dieser Antrag überraschen muß, auf den ich unmöglich vorbereitet sein konnte,“ sagte sie leise, aber fest und ruhig, „wollte ich Ihnen schon jetzt eine Antwort geben, so könnte diese nur vorneinend lauten.“

„Und später?“ fragte Dibier erwartungsvoll.

„Sie müssen mir gestatten, darüber nachzudenken!“

„Wie lange?“

„Ich weiß das selbst noch nicht.“

„Sie wollen mich hinhalten, Leontine!“ unterbrach er sie unwillig. „Wenn Sie irgendwie Bedenken hegen, so sprechen Sie dieselben offen aus, damit ich sie beseitigen kann.“

„Es sind Bedenken, über die ich mit mir selbst zu Rate gehen muß,“ sagte sie, sich erhebend; „wenn das geschehen ist, werde ich Ihnen meine Antwort nicht vorenthalten.“

„Darf ich hoffen, sie noch im Laufe des heutigen Tages zu erhalten?“ fragte er mit wachsender Erregung.

„Nein, Herr Dibier, Sie müssen mir längere Zeit gönnen.“

„Wenn Sie mir nur sagen wollen, daß ich überhaupt hoffen darf.“

„Auch das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen,“ erwiderte sie, und der herbe Zug entging ihm nicht, der bei diesen Worten ihre Mundwinkel umzuckte. „Sie müssen Geduld haben.“

Sie brach bestürzt ab, ihr Blick fiel in diesem Moment auf das hagere Gesicht Tante Jeanettes, aus deren Zügen triumphierender Hohn und mühsam verhaltener Haß sprachen.

„Jawohl, Geduld, und zwar so lange, bis es dieser jungen Dame gelungen ist, den Landmann aus dem Gefängnis zu befreien,“ sagte sie scharf und schneidend. „Ich begreife nicht, daß Du so blind sein kannst, Henry. Ich habe die Spionage längst bemerkt und mich durch die Maske der Heuchlerin nicht irre führen lassen. Sie trachtet nur darnach, Dich zu verderben; sie ist eine treue Verbündete des Schurken, der Dich bestehlen wollte.“

Bornesglut übergoss das Antlitz Leontines, dieser Anklage gegenüber durfte sie nicht schweigen; der Abscheu, den sie gegen Dibier empfand, ließ sich nun nicht länger zurückdrängen, und es widersetzte ihrer ganzen Denkart, noch länger zu heucheln.

„Theobald Weimar ist kein Schurke, sondern durch und durch ein Ehrenmann!“ erwiderte sie, sich hoch aufrichtend, und ein Blick voll unsagbarer Verachtung traf dabei die beiden, die ihr gegenüber standen.

(Fortsetzung folgt.)

Katarrhe,

Lungen-, Hals-, Nasenleiden,
wirklich gute Dauererfolge.

Schnupfen, Erkältungen,
sof. prompt. Erfolg in den meist. Fällen!

Nebulor-Inhalatorium

Taanusstr. 57 (8-1, 8-6). 8518

Wir bauen:

Humoristische Skizze von H. Wittweger.

(Nachdruck verboten.)

Es war entschieden ein Bazillus, der Bazillus der Bauwut, der unsere Stadt unsicher machte, durch die Türen ganz bescheidener Menschen einbrang, sich in den Köpfen dieser Menschen festsetzte und dort wühlte und bohrte, bis die Krankheit zum Ausbruch kam. Wie hätte man sich's sonst erklären können, daß die neuen Häuser wie Pilze aus der Erde schossen, daß Familien, denen man's gar nicht zugetraut hätte, mit einem Male Hausbesitzer wurden? Der Bazillus war schuld, denn was man sonst für Gründe angab: höhere Lebenshaltung, gesteigerte Ansprüche — das konnte unmöglich richtig sein.

Sonst hätten nicht die Leute wie wir, die alle Ursache hatten, ihre Ansprüche nicht zu steigern und ihre Lebenshaltung zu vereinfachen im Hinblick auf ihre drei hoffnungslosen Sprößlinge, auf die Idee kommen können, zu bauen. Es war kein Zweifel, der Bazillus hatte sich unmerklich durch die Ritzen unserer Tür geschlichen, und wir hatten ihn. Wer es zuerst war, meine Frau oder ich, das wird wohl nie ergründet werden; vielleicht haben wir es beide zu gleicher Zeit ausgesprochen, das große Wort: Wir bauen!

Wir waren immer ganz zufrieden, sogar sehr zufrieden mit unserer Mietwohnung gewesen, aber seit ein paar Jahren, seit die Bauepidemie in der Stadt herrschte, seit an den Promenaden, in Privatgärten, am Bergeshang so reizende Villen entstanden waren, wollte sie uns nicht mehr recht gefallen. Die Zimmer nach Süden schienen uns zu sonnig, die nach Norden zu kalt. Wir hatten keinen Balkon und keinen Erker, in dem ein von der Großmutter meiner Frau ererbtes Spinnrad hätte stehen können. Es fehlte die Speisekammer, die allerdings bei der sehr geräumigen, mit Wandständern versehenen Küche nicht unbedingt nötig war. Ferner hatten wir nur ein sehr kleines Fremdenzimmer und ziemlich häufig Besuch von auswärts. Die Kinder konnten sich nicht austoben, weil der Hausherr unter uns klopplend war. Daß die lieben Kleinen sich gerade innerhalb des Hauses austoben müssen, ist übrigens eine Ansicht, der ich früher niemals zugestimmt hatte, aber jetzt schien sie mir maßgebend. Wir hatten keinen Garten, dafür allerdings einen sehr angenehmen Kinderspielplatz in unserer Nähe, der uns aber in neuerer Zeit nicht den geringsten Vorzug zu besitzen schien.

So kam's, daß es eines Tages gefallen war, das große Wort: wir bauen. Nur unter uns, natürlich! So etwas hängt man doch nicht gleich an die große Glocke. Nein, da hätte man eine vorzeitige Wohnungskündigung befürchten müssen. Unser Name sollte womöglich gar nicht genannt werden bei dem Bau unseres Hauses, bis es keine Gefahr mehr hatte. Um inzwischen aber doch irgend etwas zu unternehmen, was mit meiner Würde als künftigen Hausbesitzer zusammenhing, ließ ich mich als Mitglied des „Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs“ einschreiben. Für die Hausbesitzer ist dieser Verein sehr wichtig, und ich fühlte den Drang in mir, ihn aus allen Kräften zu fördern, um meinen Teil dazu beizutragen, daß die Häuser nicht der Gefahr des Entwertetwerdens ausgesetzt waren.

Unsere nächste Aufgabe war nun, einen Bauplatz auszufinden. Meine Frau und ich, wir umkreisten tagelang die Stadt nach allen Richtungen und wählten. Man weiß ja so ungefähr Bescheid, wo die verkäuflichen Grundstücke liegen. Freilich ging das nicht ganz ohne Meinungsverschiedenheiten ab. Meine Frau war für Höhenlage; ich stimmte entschieden für das Tal. Meine Frau wünschte sich nur ein kleines Gärtchen zum Schmuck und Vergnügen; ich war für ein großes Grundstück, um Obst und Gemüse bauen zu können. Na, darüber konnte man sich ja einigen. Jedenfalls bereiteten uns diese vorläufigen Entdeckungstouren ungeheures Vergnügen. Wir kamen uns ungefähr so vor, als ob die ganze Umgebung der Stadt unser Eigentum sei. Jeden Bauplatz umfaßten wir mit liebevollen Blicken und setzten in Gedanken ein ideales Haus darauf.

Als wir das so acht Tage lang getrieben hatten, suchte uns eines Tages mein Freund Müller auf.

Stonisch, wir waren zwar sehr befreundet, aber trafen uns sonst nur in der Kneipe. Nach einigen etwas gezwungenen Hin- und Herreden — er hatte offenbar etwas auf dem Herzen und wollte nicht gleich damit herausplätzen — hob er an: „Ihr wollt bauen? Habt ihr euch das auch wohl überlegt?“

Ganz erschrocken erwiderte ich: „Aber, lieber Müller, das ist ja — woher weißt du denn das?“

„Na, hör' mal, soll das etwa ein Geheimnis sein?“

„Um, allerdings, wir möchten nicht, daß davon gesprochen wird, und es ist mir ein Rätsel —“

„Gahaha, das ist nicht schlecht! Du willst also nicht, daß man was davon wissen soll? Dann laß mich mit deiner Frau an allen Bauplätzen herum und bemerke nicht deinen Spazierstock als Maßstab! Ich bin gestern hinter euch hergegangen, es war zum Lachen, wie du den Platz an der Feuerwiese mit Schritten abzähltest und mit deinem Stock den Zaun maßest. Ich habe mich königlich amüsiert und war auch gleich meiner Sache sicher. Na also, wann soll's losgehen?“

„Aber, lieber Müller, das weiß ich selbst noch nicht, es ist vorläufig nur eine Idee. Wir dürfen noch gar nichts davon verlauten lassen, sonst kündigt uns der Hauswirt die Wohnung, und wir sitzen da.“

„Allerdings, da seid ja vorsichtig. Bei mir ist's natürlich gut aufgehoben, aber wenn euch noch andere gesehen haben, dann stehe ich für nichts. Und hör' noch eins, einen guten Rat kann jeder brauchen: wenn du baust, nur massiv! Hörst du?“ Damit ging er.

Na, gottlob, Müller konnte schweigen. Es war ein Glück, daß gerade Müller uns beobachtet hatte. So würde es wohl verschwiegen bleiben. Alle Plätze hatten wir ja nicht gemessen, nur etwa sechs.

Gute Hoffnung! Am folgenden Tage schon erschien eine Bekannte meiner Frau.

„Aber Liebste, ihr wollt bauen und davon sagt ihr euren besten Freunden kein Wort? Schändlich! Doch ich will dir's verzeihen und nicht böse sein. Aber eines sag' ich dir, wenn ihr baut, nur nicht massiv! Ich ja Unfug hier bei den billigen Holzpreisen. Kommt viel teurer, und für Generationen baut man heutzutage doch nicht. So'n zierliches Fachwerkhäuschen im Schweizerstil sieht viel netter aus, als ein Steinbau. Meine Schwester hat so eines — entzückend! Wenn ich euch raten soll, nur so 'ne reizende Schweizervilla.“

Die Nachricht, daß wir bauen wollten, schien sich mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitet zu haben. Am dritten Tag nach Müllers Besuch hatte ich die Kündigung des Hausherrn in der Tasche und am vierten prangte ein fettgedrucktes Inserat: Wohnung zu vermieten, im Blatt. Es war unsere Wohnung, die ja allerdings große Mängel hatte, sehr große Mängel, aber es war uns doch äußerst unangenehm, erst noch eine andere suchen zu müssen. Die erste beste konnte man auch nicht nehmen, denn es würde uns innerhalb um etwa ein Jahr handeln.

Entfessliche Wochen folgten. Wir bekamen so viel Besuch, als wenn wir die Verlobung einer Tochter veröffentlicht hätten. Und wir hätten schon vorher einen Eid darauf ablegen können, daß jeder Besucher nach einigen Begrüßungsworten und einer Bemerkung über das jeweilige Wetter anfang: „Sie wollen also bauen? Da möchte ich Ihnen raten“ usw. usw.

O, was wurde uns alles geraten!

„Sie werden doch sicher keinem Regierungsbaumeister den Bau übertragen? Diese Herren sind zu großartig, die können sich gar nicht in bescheidene Verhältnisse hineinbringen. Mit einem Privatunternehmer fährt man viel besser. Reichmann zum Beispiel, der hat Geschmack.“

„Gut, nehmen wir Reichmann.“ So beschloßen wir, nachdem dieser Besuch uns verlassen hatte.

„Sie wollen bauen, da rate ich Ihnen, wenden Sie sich an den Unternehmer Medler, der baut Ihnen ein einfaches hübsches Häuschen, der geht nicht über die gegebenen Verhältnisse hinaus, der Mann hat einen klaren Kopf.“

„Wir danken Reichmann —“

„Reichmann? Aber ich bitte Sie, der mit seinem Firtelanz von Erfern und Türmchen! Na, fangen Sie nur mit dem an, da können Sie sich gratulieren.“

„Gut, also Medler.“

„Medler? Hör' ich recht? Der mit seinem Kasernenstil! Nein, wenn ich baute, nur an einen Regierungs-

baumeister wärb' ich mich wenden. Bedenken Sie — ein staatlich geprüfter höherer Beamter! Das ist das einzig Richtige. Da hat man gewissermaßen die Garantie, ein Haus zu bekommen, welches mit Verstand und Geschmack gebaut ist."

Wir beschloßen nunmehr, Hölzchen zu ziehen, ob ein Regierungsbaumeister, ob Reichmann, ob Medler. Wie sollten wir sonst zu einer Entscheidung gelangen? Das Hölzchen sprach für Reichmann. Das stand also fest. —

Nun die erste Besprechung. Der Mann war zu allem erbtig, selbstverständlich. Er baute jedoch für Leute, wie wir seien, grundsätzlich nur elegante Häuser, stilvoll und schürd. Er sei das seinem Rufe schuldig. Wir fühlten uns förmlich geschmeichelt.

Die Platzfrage, o, da hatten wir die Auswahl. Nach einigen Tagen hatten wir uns fast entschieden für einen Platz an der neuen Promenade. Da kam wieder ein Besuch, eine Dame.

"Sie wollen doch um Gottes willen nicht in Schöbels Garten — so hieß das Grundstück nach seinem früheren Besitzer — bauen? Mein Mann — der Mann war Stadtrat — vermutet, daß in kurzer Zeit auf dem städtischen Grundstück gerade Schöbels Garten gegenüber, das neue Gymnasium kommen soll. Dann ist Ihnen die ganze Aussicht verhaßt. Und die Nähe der Vereinsbrauerei — bei Oflust haben Sie den ganzen Quatsch zu genießen. Haben Sie das gar nicht bedacht?"

Nein, das hatten wir nicht bedacht, aber wir holten's nun nach und dankten unserem Schicksal, daß wir noch nicht abgeschlossen hatten. Vierzehn Tage Bedenkzeit baten wir uns noch aus.

Und diese vierzehn Tage wurden unsere Rettung. Reichmann sollte uns inzwischen zwei Pläne zu einem Einfamilienhaus entwerfen, damit man doch die Wahl hatte.

"Ein Einfamilienhaus soll's werden?" So sprach bedenklich ein Kollege von mir. "In einem Einfamilienhaus wohnt man immer zu teuer. Na, Sie müssen's ja wissen, ob Sie sich das erlauben können; ich könnte es nicht. Wenn ich baute — nur ein Haus mit drei Stockwerken. Da wohnt der Eigentümer umsonst."

Das leuchtete mir ein. Umsonst wohnen, herrlicher Gedanke! Das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Also ein Mietshaus. Ich ersuchte den Architekten sofort, mir auch einen Plan zu einem dreistöckigen Mietshaus vorzulegen. Dann konnte man leicht eine Entscheidung treffen.

(Schluß folgt.)



Logogriphe.

1.

Eingewurzelt in der Erde Schoße
Halten fest mich die zwei ersten Zeichen,
Nimmst du sie, werd' ich zu schönem Lese
Nach des Himmels sel'gen Höhen steigen.

2.

Ich stamm' von einer Pflanze,
Hab' fremden Geist und Namen
Und sitz' zumeist im Kränze
Von jungen und alten Damen.
Doch wenn von beiden Seiten
Du weist mich zu beschneiden,
Verwandle ich mich in ein Tier,
Das in der Heimat nur ich schau'.
Doch trennst den Leib du mitten mir,
Bin ich 'ne wunderbare Frau.

(Die Auflösung folgt in der zweitmächsten Nummer.)



21 Jahre auf dem Ben Nevis. Eine der höchsten und wichtigsten meteorologischen Beobachtungsstationen, das Observatorium auf dem Ben Nevis, dem höchsten Berge Großbritanniens (1343 Meter), ist vor kurzem von seinen Bewohnern verlassen worden und steht jetzt unbewohnt da. Ein Meteorologe, der 21 Jahre auf dieser Station verbracht hat, erzählt in einer englischen Zeitschrift interessante Einzelheiten aus dem Leben in dieser einsamen Höhe. „Das Leben auf dem Gipfel,“ so plaudert er, „war ein Leben voll harter Arbeit. Zwei von uns hatten die meteorologischen Arbeiten zu verrichten, der dritte sorgte für die Küche und den Haushalt. Da mußten wir den Druck der Luft, die Temperatur, Windrichtung und Windstärke, Feuchtigkeit, Wolkenbildung und Sonnenhöhe beobachten und zugleich in der Kochkunst und häuslichen Arbeiten beschlagen sein. Der Gesundheitszustand von uns war in der Höhe immer vorzüglich; wenn wir aber auf dem tiefer gelegenen anderen Observatorium arbeiteten, holten wir uns stets eine starke Erkältung. Das Observatorium wurde durch zwei Öfen geheizt; der eine davon war in der Küche, der andere im Beobachtungsraum. Diese Feuer wurden Tag und Nacht brennend erhalten und das Küchenfeuer ist wohl zwanzig Jahre hindurch nicht ausgegangen. Wir mußten Kohlen brennen und verbrauchten jährlich 15—20 Tonnen. Das war eine der größten Ausgaben für das Institut. Alles mußte auf dem Rücken der Pferde heraufgebracht werden und ein Pferd konnte in einer ganzen Woche kaum eine halbe Tonne heraufschaffen. Der Transport begann gewöhnlich im Mai und endete im Oktober. Das Leben da oben war abhängig von dem Steigen und Fallen des Barometers. Um Mitternacht, wenn ich einsam Wacht hielt, dann wuchs die starre Kälte des Winters zu ungeheuren Formen; jagte ein Orkan schwere Nebelmassen über die ragenden Felsen, so umwehte mich ein Gefühl von der Erhabenheit des Alls, und ein Schauer der Wichtigkeit überfiel mich so gewaltig, daß meine Seele es kaum zu ertragen schien. Saß man am warmen Ofen und hörte den Sturm brausen, da war man sicher und wohlgeborgen. Aber auf dem Beobachtungsposten mußten wir einen Kampf mit den Elementen bestehen auf Leben und Tod. Da haben wir oft mit der Natur gerungen und ihre Größe und Riesenkraft bewundernd erkannt. Welch ein anderes Bild bot sich dar, wenn die Nacht nicht von Stürmen durchtobt war; ein wolkenloser, klarer Himmel wölbte sich uns zu Häupten, fadenlos deckte der weiße Schnee die Berge und Klüfte, und dann kam der Mond herauf und übergieß mit seinem stillen, milde Licht die weiten Felsen; in dem schweigenden Frieden ragten einsam die schwarzen Schatten und verschmolzen mit dem dunklen Himmel zu einem erhabenen Hymnus auf die Schönheit des Hochgebirges. Dies gigantische Panorama, das sich da vor unseren Blicken auftrat, war stets unendlich schön und bot immer ein abwechslungsreiches Bild. Bald vergoldeten die aufsteigenden Sonnenstrahlen die Gipfel, dann glühte alles auf in der Pracht des Untergangs. Zerissene Wolkenformen jagten daher, Nebel umhüllten mit weißem Schleier die Klüfte und Felsen. Nur schwer haben wir uns von diesem grandiosen Naturschauspiel trennen können, dessen unendlich mannigfachen Eindruck die Sprache nicht schildern kann.“



Denkspruch.

Müßiggang ist der Amboss, auf dem alle Sünden geschmiedet werden.

